

Blech reden

Autor(en): **Bausinger, Herrmann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **28 (1972)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Bekannter von mir sprach von den gefährlichen Virussen. Er wußte nicht, daß die Mehrzahl von Virus Viren heißt.

2. Die Fremdwörter sollen auch richtig ausgesprochen werden, also spreche man nicht *Serie*, sondern *Serie*.

3. Abkürzungen müssen richtig geschrieben und ausgesprochen werden, zum Beispiel nicht *Adak*, sondern *A-D-A-C*. Diese falsche Aussprache leistete sich ein österreichischer Rundfunksprecher. Das ist schlimmer, als wenn ein Privatmann einen solchen Sprachfehler begeht.

Wer in der Versuchung ist, ein Fremdwort niederzuschreiben, der nehme dieses Buch zur Hand. Er findet bestimmt den treffenden deutschen Ausdruck, besonders in Verbindung mit dem Werk „Das treffende Wort“. Der Leser möge einmal einen kleinen Absatz unter Vermeidung von Fremdwörtern niederschreiben. Er wird bald merken, daß dies gar nicht so leicht ist, weil sich die leidigen Fremdwörter in unsere schöne Sprache eingenistet haben. Er lasse aber nicht nach in seinen Bemühungen. Am Ende wird er eine große Genugtuung empfinden. Was er schrieb, ist nun klar und verständlich.“

A. H. B.

Blech reden

Über Sinn und Unsinn modischen Sprachgebrauchs

Von Hermann Bausinger

Schuld daran, daß ich diese Überlegungen anstelle, ist mein noch nicht ganz vierjähriger Sohn. Meinen Versuch, die Verführungsgeschenke im Laden an der Ecke auf ein vernünftiges Maß zu reduzieren durch den Vorschlag, zunächst einmal nur ein Bonbon zu essen, pariert er seit einiger Zeit mit dem Gegenvorschlag: „Ich würde sagen, zwei.“ Diese Wendung erinnert mich nun an die umfangreiche Bibliographie meiner nicht geschriebenen Aufsätze. Als ich 1960 in die inzwischen gevierteilte Philosophische Fakultät der Universität Tübingen kam, hatte ich Gelegenheit, Ralf Dahrendorf zu bewundern in seinen zwar abwägenden, aber immer eigenwilligen Diskussionsbeiträgen, in denen er die Argumente einzuleiten pflegte mit „Ich würde sagen“ und das Resümee mit „Ich würde also sagen“. Diese Wendung war mir ein

Dorn im Ohr, und es erregte mein Mißfallen, daß sich sehr bald auch andere damit befreundeten, „sie würden meinen“, „sie möchten glauben“, „sie würden sagen“.

Ich hatte damals die Absicht, einen Aufsatz zu schreiben, von dem ich nicht wußte, ob ich ihn überschreiben sollte „Der prätentöse Konjunktiv“ oder „Der präziöse Konjunktiv“, und vielleicht ist auf Grund dieser Schwierigkeit der Aufsatz ungeschrieben geblieben. Ich bedaure das, denn ich hätte damals einen beträchtlichen Vorsprung gehabt. Inzwischen ist dieser Konjunktiv zu einem der Paradestücke sprachpflegerischer Erörterungen geworden. Andererseits bin ich ganz froh, daß ich den Aufsatz nicht geschrieben habe, denn ich weiß nicht, ob ich ihn damals mit der nötigen Gelassenheit geschrieben hätte. Ich vermutete zwar damals schon, daß dieser Konjunktiv etwas mit einer englischen Form des Understatements zu tun habe, „I should say“, „I should like to say“, und mit Ralf Dahrendorf hatte ich ganz unmittelbar eine Relaisperson, einen Innovator mit starken englischen Bildungseinflüssen vor mir. Ich war aber damals noch nicht auf das Buch gestoßen, in dem Hermann Wunderlich schon 1894 verwandte Einleitungsformen von Hutten über die Wahlverwandtschaften bis zu Fontane beibrachte. Ich weiß auch nicht, ob ich die moderneren Parallelen von Musil bis zum sogenannten Herrn Konjunktiv des Curt Goetz parat gehabt hätte, und ich ahnte vor allem nicht, in welchem Grad diese Formel üblich und normal werden sollte.

Mode — und damit auch Sprachmode — gehört wesensgemäß zu den Gegenständen, die sich engen Definitionen entziehen. Es ist kein Zufall, daß uns Charakterisierungen wie „launisch“ und „mutwillig“ immer wieder begegnen, wenn von der Mode die Rede ist. So viel aber läßt sich vielleicht definierend sagen: Sprachmoden sind sprachliche Erscheinungen, deren Gebrauchshäufigkeit innerhalb kurzer Zeit steil ansteigt; es sind auffallende Erscheinungen, die bewußt als solche, also in ihrer Auffälligkeit, verwendet werden können, aber nicht müssen, und es sind Erscheinungen, die diese Auffälligkeit nur verhältnismäßig kurze Zeit bewahren. Es ist aber keineswegs Bedingung, daß diese steile Kurve vom Punkt Null ausgeht, daß es die betreffende sprachliche Erscheinung vorher also nicht gegeben hat, noch ist es Bedingung oder auch nur die Regel, daß die Erscheinung danach völlig verschwindet.

Der Salonlöwe und die satten Mädchen

Robert Musil, den ich hier mehrfach zitieren werde als einen exzellenten Sprachbeobachter, hat eine charmante Glosse ge-

schrieben. Darin bedauert er, daß der Gebrauch dieser Wendung im Abnehmen begriffen sei. Irgendwann, so meint er, werde es damit wie mit „Aar“ und „hehr“ sein; in Festreden werde man sagen, „unsere Väter haben Blech geschrieben“, und ein ungläubiger Schauer werde die Zuhörer ergreifen. Das ist ironisch formuliert, aber Musil glaubt doch offensichtlich an das Sterben dieser Wendung, und er fügt — wiederum ironisch — hinzu, dieses Sterben glücklicher Sprachbildungen nenne man „das Leben der Sprache“. Tatsächlich wird aber heute noch Blech geredet, und es wird auch so bezeichnet. Dies ist ein Beispiel unter vielen für das Unterschätzen der Lebensdauer modischer Begriffe, und diese Unterschätzung ist wohl auch dafür verantwortlich, daß die Sprachmoden in sprachwissenschaftlichen Erörterungen bisher nur gelegentlich Revue passierten.

Modische Wörter dienen im allgemeinen nicht primär der Sachverständigung, und insofern ist es nicht nur hoffnungslos, sondern auch relativ bedeutungslos, die Herkunft solcher Wendungen zu verfolgen. Zweifellos ist es interessant, die Frage zu stellen, ob etwa „da ist nichts drin“ eine Lotteriemetapher ist, oder ob das neuerdings bei Jugendlichen im Schwang befindliche „es bringt's voll“ eine orgiastische Wendung aus dem Sexualbereich oder etwas ist, was mit Glücksspielautomaten zu tun hat, aber es wäre wahrscheinlich falsch, anzunehmen, daß die oft relativ zufällige Herkunft das Bedeutungsspektrum wesentlich bestimmt. Ein „sattes Mädchen“ hat nichts zu tun mit der wohligen Bequemlichkeit nach einer üppigen Mahlzeit, eher — aber wahrscheinlich auch nicht allzuviel — mit einer knalligen Farbe, einem satten Ton. Karl Bühler redet in seiner Sprachtheorie von der selektiven Wirkung der Sphärendeckung bei Metaphern, und er erläutert es am Begriff des „Salonlöwen“, der beim Hörer weder den Gedanken an den Blutdurst noch an den Kampfgeist des Löwen erwecke. Beim Modewort geht die Wirkung vielfach noch einen Schritt weiter, es wird noch mehr abgedeckt. Das Modewort bedeutet vielfach überhaupt nicht, sondern es signalisiert.

Der Außenstehende versteht solche Signale zunächst nicht, aber er versteht, daß von diesen Signalen ein besonderer Anreiz ausgeht, und er bemüht sich, sich im betreffenden subkulturellen Kontext zu orientieren, damit er das Signal versteht. Dies erklärt, daß Sprachmoden so leicht von einer Gruppe auf die andere überspringen, es erklärt auch, daß die Sprachmoden, in einem sozialen Schichtmodell betrachtet, nicht nur absinken, sondern auch aufsteigen, freilich sehr viel seltener. Ein treffliches Beispiel für ein solches Aufsteigen von Sprachmoden bietet das allerdings konstruierte Beispiel von George Bernard Shaw in seinem „Pygmalion“, wo die Entgleisungen Elizas von der oberen Schicht als

„the new small talk“, also als neuer Umgangston, mißverstanden werden.

Schon diese wenigen konkreten Andeutungen machen deutlich, daß es hier nicht nur um aktuelle Gruppen gehen kann, sondern zum Teil auch um größere Sub- und Kontrakulturen. Es hat seinen guten Sinn, von „der Jugendsprache“ zu reden, die voll ist von modischen Bestandteilen, und innerhalb dieser Jugendsprache höchstens nach Altersschichten, also etwa in Teen- oder Twensprache oder ähnliches, zu gliedern. Die Einheitlichkeit in diesem Bereich wird nicht nur hergestellt durch die hohe Kommunikationsdichte und die Verflechtungen zwischen verschiedenen aktuellen Gruppen, sondern auch dadurch, daß vielfach die Massenmedien Sprachmoden vermitteln und intensivieren können. Die Einheitlichkeit dieses Horizontes ist in vielem kaum zu überschätzen. Fast buchstäblich jedes Kind weiß, daß Herr Nilsson nicht etwa ein skandinavischer Sprachforscher ist, auch wenn es so klingt, sondern das Totenkopffäffchen von Pippi Langstrumpf, und zumindest viele Gymnasiasten beziehen ihre Redensarten auch von Obelix, Asterix, Charlie Brown, Prinz Eisenherz und anderen Comics-Helden.

Sprachliche Moden erscheinen aber nicht nur als Abzeichen einer bestimmten Gruppe, sondern cum grano salis auch als gesamtgesellschaftliche Verständigungssignale, auch und gerade während der Zeit, in der sie als modisch gelten können. Eine negative Bewertung liegt hier nahe und ist oft angewandt worden, die Bewertung als Schlagwort, als Klischee, als Schnittmuster, als Formel, als „bloßes Modewort“. Aber hier ist nicht nur daran zu erinnern, daß die Formelhaftigkeit eine Eigenschaft der Sprache überhaupt ist, sondern es ist auch daran zu erinnern, daß in unserer Gesellschaft so etwas wie Schnittmuster offenbar notwendig ist. Diese Gesellschaft hat einen durch und durch uneinheitlichen Horizont, sie hat einen immensen Umsatz an Sprache, und in diesem Horizont erscheint jedes Mittel der Vereinheitlichung zunächst mindestens auch in einer positiven Funktion.

(Fortsetzung folgt)

Blick in Zeitschriften

Alimannisch dunkt üs guet

Alimannisch dunkt üs guet. Mitteilungsblätter der „Muettersproch“, Gesellschaft für alemannische Sprache e. V. Freiburg i. B. 1972.

Das in zwangloser Folge erscheinende Organ der Freunde der alemannischen Muttersprache kommt in neuer Aufmachung mit hübschen, vielleicht